

Felsband als natürliche Sohlenfixierung nächst der Bachmündung in die Lieser bestimmend war.

5. Diese Hochwasserkatastrophe, der eine beschleunigte Senkung des Seespiegels folgte, wird also zur Zeit der Christianisierung der heidnischen Slawen um das 8. Jahrhundert vor sich gegangen sein und konnten somit vor dieser Zeit Siedlungen in den niedrigeren Ufergeländen des Sees nicht bestanden haben. Der noch erhaltene Teil der einstigen Talsperre könnte nun zur Erinnerung an die geschichtliche Volkssage, beziehungsweise Legende, den Namen „Domitianfelsen“ führen.

Seeboden-Graz, März 1912.

## Die Warmbader Höhlen.

I. Bericht von Wilfried Teppner.

Die letzten Ausläufer des Dobratsch, die sich gegen das Warmbad Villach zu erstrecken, sind ungemein reich an Höhlen, deren ich vergangenen Herbst bereits fünfzehn kennen gelernt habe. Merkwürdigerweise sind dieselben bis heute sozusagen unerforscht geblieben, abgesehen von einigen geringfügigen Untersuchungen Gundaker Graf Wurmbrands im Eggerloche im Jahre 1871,<sup>1)</sup> Felix Ritter v. Luschan in mehreren dieser Höhlen im Jahre 1872<sup>2)</sup> und einer kleinen Streifung Otto Pollands<sup>3)</sup> im Jahre 1910 in diesem Höhlengebiete.

Für alle die nachfolgenden Höhlen oder Löcher, um beim landesüblichen Ausdrucke zu bleiben, sei der ihnen von den Einheimischen oder sonst von Luschan gegebene Name beibehalten, wengleich auch manchmal diese Namen durch nichts gerechtfertigt erscheinen. Indem ich nun anschließend über meine Grabungen in vier dieser Höhlen<sup>4)</sup> berichten will, möchte ich be-

1) Wurmbrand G. Graf, „Brief an Sektionsrat R. v. Hauer“; *Mitteilgn. d. anthropol. Ges. in Wien*, 1. Bd., 1871, S. 324.

2) Luschan F. Ritter v., „Die Höhlen bei Villach“; *Mitteilgn. der anthropol. Ges. in Wien*, 2. Bd., 1872, S. 313.

3) Polland O., „Eine Streifung im Höhlengebiete von Warmbad Villach“; *Mitteilgn. für Höhlenkunde*, 3. Jahrg., 2. H., Graz, 1910.

4) Teppner W., „Die Höhlen bei Warmbad Villach“; *Mitteilgn. für Höhlenkunde*, 5. Jahrg., 1. H., Graz, 1912.

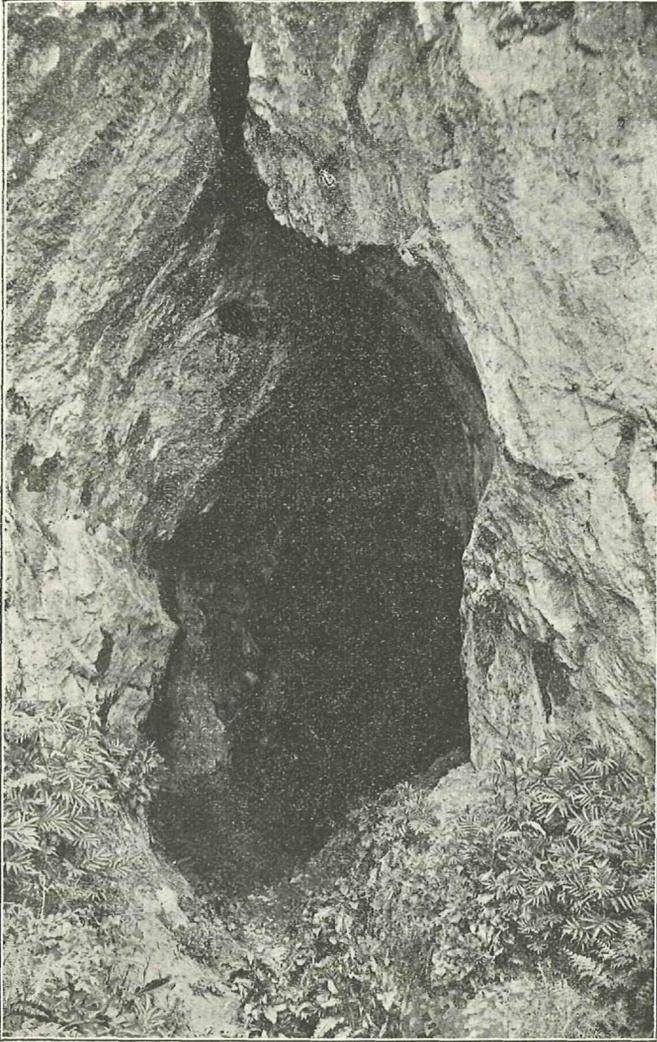


Abb. 12. Eingang des Eggerloches.

merken, daß ich die Skizzen aller Höhlen und die photographischen Aufnahmen nach Vollendung meiner Grabungen in diesem Herbste zu übersenden mir erlauben werde, unter Beischluß des

neuen Berichtes, wemgleich ich auch heute schon einige Abbildungen beigeschlossen habe.

Auch ich will vom Eggerloche ausgehen, da mir dieses bekannter scheint, als alle anderen Höhlen, zumal in das Warmbad kommende Fremde sich nach demselben erkundigen. Es ist benannt nach dem Kaufmanne Egger aus Villach, der in dasselbe einen Weg bauen ließ, von dem schon Wurmbrand berichtet. Diese Höhle ist drei bis sieben Meter hoch, erreicht manchmal eine Breite von fünf bis sechs Meter und geht schätzungsweise 150 bis 200 Meter in den Berg. Das Eggerloch bildet erst drei erhöhte Abteilungen, die durch Stufen auf der linken Seite verbunden sind. Am scheinbaren Ende der Höhle angelangt, führt linker Hand ein vier bis fünf Meter hoher, senkrechter Schacht in die Höhe und sieht man oben über die fast ebenso breite Höhle an dieser Stelle eine quergelegte Leiter, welche wohl eine Bestätigung bilden dürfte für die Angaben der Bewohner der dortigen Gegend, daß man, den Schacht erklimmend und dann oben weiter vordringend, in einen alten Stollen gelangt, der erst bei Bleiberg ins Freie münden soll. Jedenfalls werde ich diesem Stollen, dessen Existenz als solcher mir zweifelhaft erscheint, nach Beendigung meiner Grabungen besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Das Eggerloch ist eine Ausfluhöhle, durch die einst bedeutende Wassermassen strömten. Das heute einsickernde Wasser bildet wenig Tropfsteinschmuck, doch erscheinen große Flächen der Wände der Höhle übersintert. Die unterste Schicht der ersten zwei Abteilungen wird von feingerolltem Geschiebe gebildet, auf welches 90 *cm* mächtiger, diluvialer Lehm folgt, der eingangs mit Kalksteintrümmern vermengt ist. Im dritten Teile ist dann der diluviale Lehm mit Sinterschichten bedeckt, die oft bis 60 *cm* stark sind.

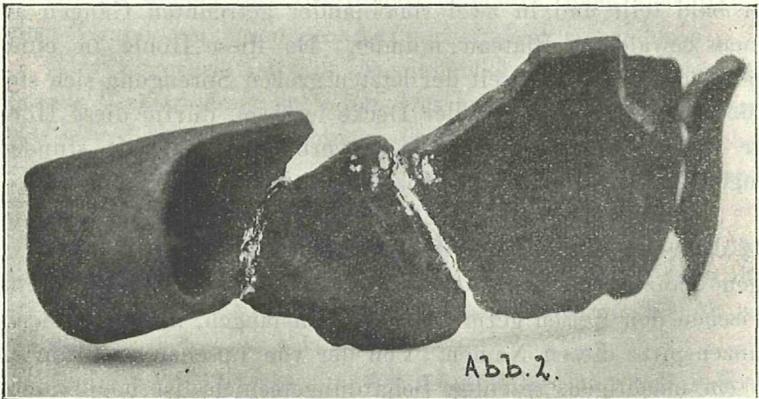
Sowohl Wurmbrand als auch ich konnten bei unseren Grabungen in dieser Höhle nichts finden, was für eine Benützung derselben in prähistorischer Zeit sprechen würde. Luschan fand unter dem Beginne der diluvialen Lehmschicht neben einigen Kohlenfragmenten einen Tonscherben „so primitiver Art, daß viele, jedoch mit Unrecht, Anstand nahmen, ihn überhaupt für ein Artefakt zu halten“.

Die vorhin zitierte Arbeit von Polland bedarf einiger Worte. Da demselben zur Zeit seines Streifzuges und Abfassung seiner Arbeit die bisherige Literatur über die Warmbader Höhlen unbekannt war, hat er das Eggerloch „Fledermausgrotte“ genannt. Diesen Namen wollen wir aber wieder fallen lassen, um Verwirrungen vorzubeugen. Jene Rampe, die nach seiner Mitteilung zehn Meter über dem Haupttale liegt, ist nichts anderes als die dem Höhlengebiete vorgelagerte Napoleonwiese, deren Name doch wohl leicht zu erfragen gewesen wäre, wie auch der Name Eggerloch, da diese jedem der in unmittelbarer Nähe dieser Höhle beschäftigten Steinbrucharbeiter geläufig sind. Jene angeführten Vorberge des Dobratsch sind die äußersten Ausläufer desselben. Wenngleich die Höhlen feucht sind, so kann auch zur Zeit der Schneeschmelze von einem Wasserausflusse nicht gesprochen werden.

Ungefähr 20 bis 30 Meter nördlich vom Eggerloche und etwas höher als dasselbe liegt das Walterloch, von Luschan, mangels eines alten Namens, wohl dem Bürgermeister Walter zu Ehren benannt. Luschan teilt mit, daß sich der Schacht des Walterloches gar bald teilt und in zwei voneinander getrennten Gängen auf einem bewaldeten Plateau mündet. Da diese Höhle in einem Steinbruche liegt und seit der letzten großen Sprengung sich stets größere Felstrümmer von der Decke loslösen, dürfte diese Höhle für wissenschaftliche Grabungen, verbunden mit oft stundenlangem Aufenthalte in der Höhle, nicht mehr zugänglich sein.

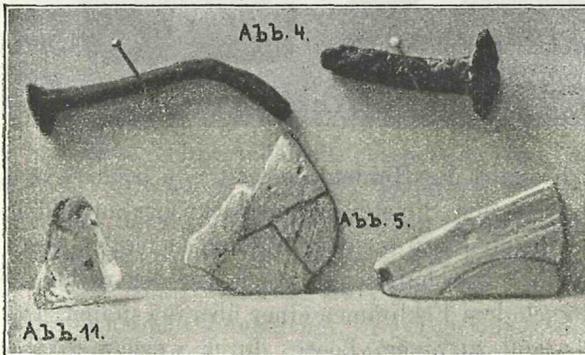
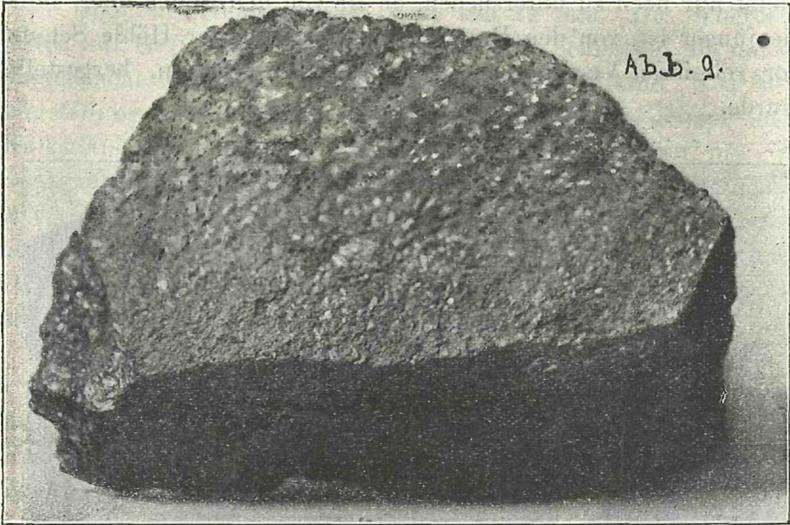
Südwestlich vom Eggerloche, etwa 40 bis 50 m, befindet sich auf einer sehr steil geneigten Schotterfläche das 30 m höher gelegene Lanzenloch. Es erhielt von Luschan auf Grund einer von ihm zwischen den Felsen gefundenen, 47 cm langen, mittelalterlichen Lanzenspitze diesen Namen. Von der von Luschan angeführten, 15 cm mächtigen, rezenten Schafdüngerschicht ist heute nichts mehr zu bemerken. Meine Grabungen in dieser Höhle waren diesmal nur insofern von Erfolg begleitet, als frühmittelalterliche Funde gemacht wurden; Prähistorisches liegt dermalen nichts vor, wohl aber ein Stückchen jener berühmten römischen *Terra sigillata*. Die mittelalterlichen Funde bestehen aus drei Eisennägeln (Abb. 1), einigen ganz kleinen Gefäßfragmenten und einigen

Knochen, die auf Grund der mitangetroffenen Zähne von Rindern stammen. Der diluviale Lehm hat bei 50 cm Tiefe sein Ende noch nicht erreicht.



Die nächste Höhle, das Heidenloch, liegt 20 bis 30 m über dem Lanzenloche und kann nur durch Umgehung des Höhenzuges erreicht werden. Der Weg zur Höhle führt, kaum 20 cm breit, unter Dornengesträuch längs der abstürzenden Felsen. Den Namen Heidenloch führt diese Höhle, weil hier, wie die Bauern

aus dem benachbarten Judendorf versichern, vor mehreren hundert Jahren die alten Heiden gehaust haben. Damals soll der Eingang vermauert gewesen sein und vor 60 bis 70 Jahren sollen noch



Tür und Fenster hievon Zeugnis abgelegt haben. In der Tat kann man die Überreste einer alten Mauer an der Decke der Höhle, an den Seitenwänden und am Boden beobachten, wo sich die Fundamente einer fast meterstarken Mauer, von Schlingpflanzen über-

wuchert, kaum 30 *cm* erheben. Ein Bauer aus Judendorf erzählte mir, daß er sich in seiner Kindheit damit vergnügte, die Trümmer dieser Mauer beim Geißhüten hinabzuwerfen. Die Mauer war aus gebrochenen, jedoch unbehauenen Steinen hergestellt worden. Es bleibt nur noch zu untersuchen, ob sie von den Juden oder, falls sie jünger ist, von den Protestanten, die in dieser Höhle Schutz vor religiösen Verfolgungen gesucht haben dürften, hergestellt wurde.

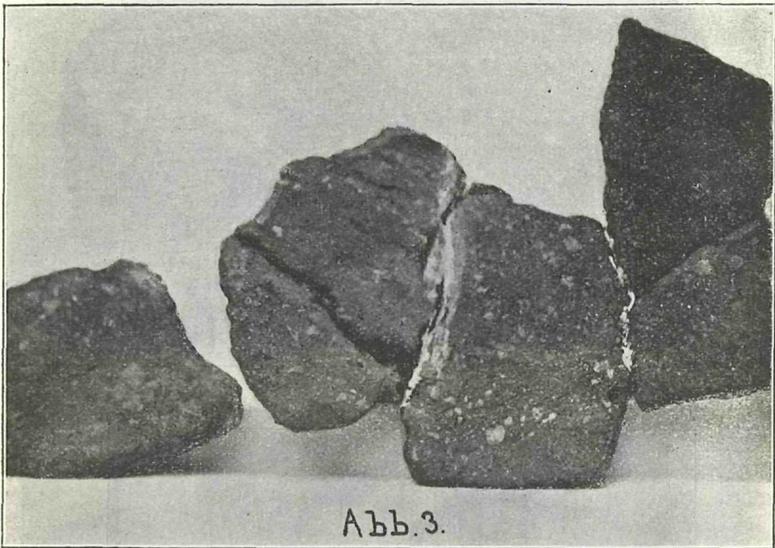


Abb. 3.

Der Eingang des Heidenloches ist 8 *m* hoch, 6 *m* breit und die Höhle 19 *m* tief. Sie steigt dann rückwärts an und setzt sich, sobald man die Felsen 5 bis 6 *m* erklommen hat, in einem Gange fort, der jedoch verschüttet ist. Auch auf der rechten Seite gelangt man nach dem Erklimmen einer überaus steilen, 18 bis 20 *m* hohen Felswand zu einem Loche, durch welches man ganz gut durchkriechen kann, und anschließend in einen Schacht, dessen Ende ich noch nicht erreicht habe. Die von mir in dieser Höhle angestellten Grabungen waren von Erfolg begleitet.

Die bisher in dieser Höhle gefundenen Knochen bestehen hauptsächlich aus Wirbeln, Rippen, Zehengliedern, Oberschenkel-

und Beckenknochen. Die mitangetroffenen Zähne lehren uns, daß wir es mit Knochen von Ziegen, Schafen, Rehen, Schweinen und Hasen zu tun haben. Die Gefäßfragmente zeigen teils Drehscheibentypus (Abb. 2), teils lassen sie Handarbeit erkennen. Jene letzteren erreichen eine Dicke von 12 mm. Die Scherben lassen auf Gefäße der verschiedensten Größe schließen, die meist ausgebaucht waren, da die Bodenteile sehr klein sind. Das zur Herstellung der Gefäße verwendete Material ist mit Kiesel- und Kalksteinchen vermengter Ton. Jene wurden beigegeben, um ein Zerspringen der Gefäße beim Brennen am offenen Feuer und nachherigen Abkühlen zu verhindern. Die Gefäße waren mehr oder minder gebrannt und mit Graphit oder Ruß geschwärzt worden. Die Schwärzung mit Graphit kam in der Hallstätter Periode, jene mit Ruß im Neolithikum auf.

Die tiefstangetroffenen Gefäßfragmente (Abb. 3) haben ein Aussehen, als wäre der gewöhnliche Höhlenlehm zur Herstellung der Gefäße verwendet worden, vermengt mit Kalksteinchen, die oft die ganze Dicke der 12 mm starken Gefäße einnehmen. Diese Gefäße waren dürrtzig gebrannt und mit Ruß geschwärzt worden.

Trotz der eifrigsten Bemühungen ist es mir bis jetzt noch nicht gelungen, aus fast tausend Scherben dieser Höhle ein Gefäß ganz zu restaurieren, wenngleich sich viele Scherben zu größeren Gefäßtrümmern vereinigen ließen. Auch in dieser Höhle wurden zwei Eisennägel (Abb. 4) gefunden. War die Römerzeit im Lanzelocher lediglich durch ein kleines Stückchen *Terra sigillata* vertreten, so hat diese Höhle mehrere Fragmente einer römischen (venetianischen) Glasschale (Abb. 5) geliefert, die durch das lange Liegen im nassen Höhlenlehm einen perlmutterähnlichen Habitus erlangt haben und drei Stücke *Terra sigillata* (Abb. 6), deren größtes eine Blattverzierung aufweist.

Was die Ornamentik anbelangt, so weisen nur drei Scherben dieser Höhle eine solche auf. Einer, ein Halsstück, zeigt am oberen Rande längliche Vertiefungen, ein zweiter eine einfache Wellenlinieverzierung und ein drittes Gefäßfragment (Abb. 7) sowohl außen wie innen drei Reihen von Fingernageleindrücken. Letzteres dürfte aus der Zeit von 200 bis 400 v. Chr. stammen. Drehscheibentypus zeigen alle drei vorerwähnten Scherben.

Zu erwähnen ist noch ein primitiver Tonring (Abb. 8) von 14 mm äußerem und 8 mm innerem Durchmesser, eine Gesteinsplatte (Abb. 9) und eine bronzene Pfeilspitze (Abb. 10). Die 5 cm starke Gesteinsplatte von fast 216 cm<sup>2</sup> Oberfläche stammt aus derselben Tiefe, wie das tiefstangetroffene Geschirr. Sie besteht aus Muskovit-Gneis mit blaßroten Feldspäten. Auf ihrer Oberseite wurden einige kleinere Knochensplitter angetroffen, die jedoch keine weiteren Zeichen irgend einer Bearbeitung an sich tragen, und wenige Zentimeter nebenan lag ein Stück Bergkristall (Abb. 11). Interessant wäre es, zu wissen, wozu jenes letztere verwendet wurde, da es kein irgend schön geformtes Stück ist, sondern lediglich ein regelloses, scharfkantiges Bruchstück, dessen

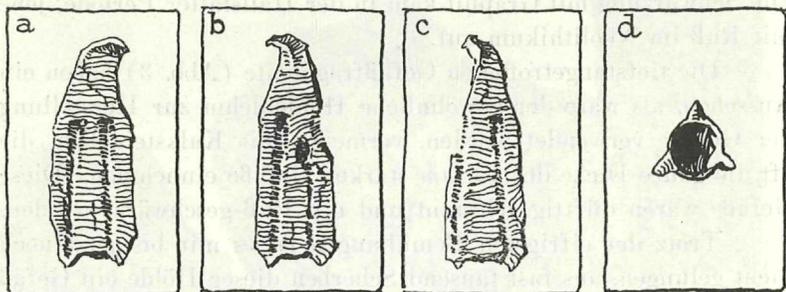


Abb. 10.

Kanten keinerlei Spuren einer Abnützung aufzuweisen haben. Die Gesteinsplatte ist jedenfalls von weiter her, wohl des glänzenden Muskovits halber hergeschafft worden, denn in der nächsten Umgebung ist mir, wenigstens dermalen, dieses Gestein anstehend nicht bekannt.

Die bronzene Pfeilspitze stammt aus der Hallstätter Periode, für die dieser Typus charakteristisch ist. Es legen sich hier drei „Flügel“ symmetrisch um die „Dülle“, die durchbohrt ist (Abb. 10 a); außerdem ist — der besseren Befestigung halber — seitlich an der Dülle ein Loch angebracht (Abb. 10 b). Die Abbildungen 10 a bis 10 d stellen diese Pfeilspitze, die die „griechische“ oder „Marathon“-Pfeilspitze genannt wird, bei andert-halbfacher Vergrößerung dar. Die Deformation der Spitze rührt vom Aufschlagen auf einen harten Gegenstand her.

Schließlich ist noch als vierte Höhle, die von mir untersucht wurde, das gegen 25 m südlich vom Heidenloche gelegene Taborloch, zu besprechen. Es besteht aus zwei senkrechten, 5 m tief in die Erde gehenden Schächten von einem und anderthalb Meter Durchmesser und der eigentlichen Höhle. Diese erscheint links in zwei Stufen und rechts in einer, 3 bis 4 m absteigend. Der rechte Teil, der für wissenschaftliche Untersuchungen in Betracht käme, kann nicht betreten werden, da die Decke halb losgelöst herabhängt, wie auch bei meiner Anwesenheit ein beträchtlicher Teil derselben herabstürzte. Der Boden ist bereits mit Felstrümmern dicht bedeckt.

Ich fand in dieser Höhle, teils freiliegend, teils mit nachstürzendem Gerölle bedeckt, unter der Mündung des einen Schachtes ein Skelett ohne Schädel. Es dürfte von einem Hunde herühren und ist rezenter Natur, doch hat es keinerlei Bedeutung, da die Knochen noch Fettgeruch an sich tragen.

Nach den Mitteilungen der Bewohner dieser Gegend ist das Taborloch der Brunnenschacht eines Schlosses Tabor, das einst hier gestanden. Diese Annahme erscheint durch nichts gerechtfertigt und hat ihren Ursprung wohl nur in einer sagenhaften Überlieferung.

Besonders verpflichtet fühle ich mich meiner Cousine, dem Fräulein Gerti Teppner, gegenüber, die mich in alle Höhlen begleitete und mir bei den Grabungen und beim Reinigen der Funde behilflich war. Ich möchte ihr daher an dieser Stelle hierfür herzlichst danken.

Am Schlusse wären noch — wenigstens dem Namen nach — als größere Höhlen das Buchen-, Schelmen- und falsche Schelmenloch zu erwähnen.

G r a z, im Juni 1912.

## **Kleine Mitteilungen.**

Museumsvorträge 1912/13; Fortsetzung der Vortragsberichte. (Siehe „Carinthia II“, Jahrgang 22, 1912, Seite 182—193.)

Am 20. Dezember 1912 sprach Dr. Franz Fattinger, Chefchemiker der Auerwerke in Treibach-Althofen, über „Das Feuer und dessen Erzeugung“.